wenden und ihm eröffnen, wenn er nicht schleunigst die neue Münze aufhebe und seine Bedrückungen gegen die Armen einstelle, dann würde er noch vor Ablauf einer Woche dem Urteil des Heiligen Gerichtes verfallen und mit ihm die anderen Fürsten, die gleich jenem auf dem Wege der Finsternis wandelten.

Da alle Warnungen nichts fruchteten, starb der Herzog noch in derselben Woche mitten aus fröhlichem Freundeskreis heraus. Und der Chronist, eben der genannte Abt Hermann von Altaich, endet seinen Bericht darüber wörtlich: „Die Wahrheit dieses Gerichtes erwies sich augenfällig an dem ostgenannten Herzog, an dem Papst Innozenz, am König Chunrad und anderen Fürsten — o Schmerz — durch ihren unerwarteten Tod. Auch der König Wenzeslaus von Böhmen starb im Monat September."

So ist das Gesicht des armen Bäuerleins durch zwei der berühmtesten Männer jener Zeit, durch den berühmten Prediger Berchtold von Regensburg und den hochweisen Abt Hermann von Altaich, beglaubigt und durch ihre Berichte auch auf unsere Zeit gekommen, in der sie nicht weniger beherzenswert sind wie damals vor sechshundert Jahren.

Auf einer Bank ...

Irgendwo steht eine Bank in den Anlagen. So eine alte Bank. Die verstaubt und sonnverbrannt ist. Die plätschernd der Regen gewaschen und die Sonne abgetrocknet. Und die die Menschen blankgesessen haben!

Nun kommen sie wieder zu ihrem Recht, die alten Bänkel Ich bin froh, daß ich eine gefunden habe, denn nichts macht ja so müde wie Frühlingswärme. Es ist ein schönes Plätschen! Fliedernumbuscht, kindernumspielt! Vor mir flattern im Winde die Schleier des hochaufschäumenden Wasserstrahls. Durch den schlingt die Nachmittagssonne regenbogenfarbene Bänder.

Ich liebe die alten Bänke. Zwar sitzen die Menschen hier ein bißchen eng. Werden etwas gedrückt. Aber willig rückt man beiseite: der Platz an der Sonne soll doch für alle sein!

Gewiß fehlt hier allerlei zu einem rechten Idyll, wie etwa Nachtigallengesang und murmelnde Bächlein. Es rauscht auch kein belaubtes Waldesdach in der Nähe. Statt dessen tuten Autos, wirbelt Staub auf, hetzen, rennen und jagen die Menschen im nie rastenden Getriebe der Großstadt! Und doch wirken die Anlagen wie eine Insel. Umbrandet von Großstadtmeer. Auf die sich alltagsmüde Menschen gerettet haben. Um sich einmal eine Stunde — eine einzige, sonnige Stunde — zu erholen ...

Plötzlich fällt ein Gummibällchen in meinen Schoß. Verdutzt und mannesnärrisch. Verlegen sucht die junge Mutter nach mir hin. Vor mir aber steht ein kleiner Dreikäsehoch und erklärt seelenruhig: „Bist Du aber dumm — nich mal schnappen konnste!"

Mir also hatte das Bällchen gegolten! Möglichst kunstvoll gebe ich den Wurf zurück. Und wir spielen ein Weilchen zusammen, der großstadtmüde Mensch und das kleine, frühlingsfrohe Kind!

*

Auf solch einer Bank wird viel gelesen. Und geplaudert. Was man da liest? Es scheinen alles Bücher zu sein, die irgendwie in den Frühling hineinpassen. Denn die sie lesen, sind meist noch jung. Zuweilen aber irrt der Blick vom Buche fort. Haftet auf all dem Schönen, mit dem sich Mutter Erde wieder geschmückt.

Die Menschen aber plaudern, wovon man an solch einem schönen Tage eben plaudert. Das nie versiegende „schöne Wetter" gibt den Hauptgesprächsstoff. Wo zwei Männer zusammen sitzen, gilt es wohl auch der Arbeit oder der Politik. Langsam entblättert der leichte Wind die großen Magnolienbäume. Blatt auf Blatt sinkt schimmernd zur Erde. Eigentlich begreift man es nicht, daß etwas Blühendes schon ausgeblüht, daß seine Zeit schon vorbei sein soll! Dann aber fällt uns ein, wie unerschöpflich reich doch die Natur ist! Wie sie immer wieder Neues, Unerwartetes schafft! Wie sie die Erde ständig verwandelt! Auf einmal kommt mir zum Bewußtsein, daß es meistens alte Menschen sind, die hier ausruhen. Einmal sitzen wir alle so, vom Dasein verbraucht, still mit gelassen gefalteten Händen im hellen Sonnenschein und lassen uns erwärmen — altersmüde und doch beglückt: auf solch einer alten Bank in den Anlagen!

Die Farben der Blumen

Sämtliche Farben des Regenbogens kommen auch in der Blumenwelt vor. Außerdem Weiß; Schwarz dagegen gibt es bei den Blumen nicht. Was man da mitunter Schwarz nennt, ist in Wirklichkeit nur Dunkelblau oder Dunkelviolett. Wie aber kommen diese Farben zustande? Am einfachsten ist die Erklärung für die weiße Farbe. Die Zellen der weißen Blüten sind nicht mit Zellsaft, sondern mit Luft gefüllt. Keine Spur von Farbstoff ist darin. So kommt die schneeige Weiße des Schneeglöckchens und des weißen Maßliebchens zustande. Anders ist es schon beim Günselblümchen und bei den Anemonen, die mit einen wötlichen Schimmer zeigen. In ihren Zellen wirkt in kleinen Teilen der Farbstoff, der sich im Zellsaft der farbigen Blüten findet, das Anthokyan, auf Deutsch Blütenblau. Dieses vermag je nach dem Säuregehalt des Zellsaftes eine rote, violette oder blaue Färbung anzunehmen. Es zeigt sich am reinsten in der Kornblume. Die gelben und manche roten Farben dagegen werden auf andere Weise erzeugt. Im Zellsaft liegen ganz winzige Körnchen, die sogenannten Chromatophoren, in großer Zahl beieinander, so dicht, daß sie eine Farbfläche ergeben. Nun hat die Natur eine reiche Variierungsmöglichkeit: sie kann verschiedene Zellschichten von verschiedener Färbung übereinanderlegen, sie kann ein buntes Nebeneinander schaffen, sie kann durch Einlage weißer Zellenschichten dämpfen und tönen, sie kann durch einen wächsernen Ueberzug den unnachahmlichen Blütenglanz hervorrufen, sie kann durch eine Rauhung der Oberfläche und kleine Härchen den Samtcharakter erzeugen. Reflexion und Brechung des Lichtes tun ein übriges, um das Farbenwunder der Blumenwelt zu vollenden.

— — —

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Sinn des Notzeit

Man kann so ungläubig sein, wie man will, doch ab und zu kann es so aussehen, als wünschte der Herr, ein Volk zu prüfen, als wollte er, daß das Volk sich selber prüfen sollte. Es soll sich selbst und anderen beweisen, ob es ein standhaftes Volk ist, das auf der Erde bestehen und leben kann — ja, das ein Recht darauf hat, zu bestehen, kurzum, ob es Willen und Glauben hat oder ob es sich zu Ende gelebt hat, so daß es reif ist für Axt und Feuer. Es soll zeigen, welche Kräfte es besitzt, wie groß seine Entsagungskraft ist, um sich bis ans Licht zu leben, ob Bindersinn da ist oder nicht, der sich sammeln kann, wenn es not tut. Es soll versuchen, sich selbst zu finden — ob es das Kleine über dem Großen vergessen kann, das Persönliche über dem Gemeinsamen, jeder Einzige sich und das Seine über dem Wohl aller. Das ist wie eine Feuerprobe, die Zuversicht gibt und Mut, wenn es überstanden ist. Das Volk soll zu sich selber sagen können wenn es eine so große Bedrängnis ertragen kann, kann und muß es auch das ertragen, was erfonderlich ist, um sich von ihr zu befreien.

Aus Gabriel Scott, „Das Eiserne Geschlecht". (Aus dem Norwegischen übersetzt.

Der Baum der Reisenden

Eine eigenartige Pflanze wächst im Osten der Insel Madagaskar. Es ist eine Bananenart, deren Blätter sich fächerförmig auf einem kurzen Stamm erheben. Der ganze Baum sieht aus wie ein Pfau, der seine Schwanzfedern ausbreitet. Das Eigenartigste an diesem Baum ist jedoch nicht die Form. Die sehr dicken Blätter haben die Eigentümlichkeit, daß sie große Wasser in sich aufspeichern können. Man braucht nur die Blattscheiden anzubohren, und das Wasser fließt wie aus einer Quelle oder einem Wasserhahn. Eine einzige Bohrung genügt, um den Durst eines Menschen zu stillen. Da der Stamm sehr kurz und niedrig ist, so daß die Blätter leicht erreicht werden können, bietet der Baum den Wanderern eine bequeme Möglichkeit, sich unterwegs zu erquicken. Daher auch der Name: Baum der Reisenden.

Was ist New York?

Das Hamburger Fremdenblatt bringt folgende instruktive Schilderung: Kennen Sie diese Stadt? Sie hat 5 600 000 Einwohner, von denen 2 000 000 im Auslande geboren sind. Sie weist mehr Italiener auf als Rom, mehr Irländer als Dublin, mehr Deutsche als Bremen und ein Zehntel aller Juden der Welt. Sie hat mehr Fernsprechanschlüsse als London, Paris, Berlin, Petrograd und Rom zusammen! Sie hat fünf der größten Brücken der Welt, jede mindestens eine Meile lang. Jeden Tag sind 2000 Theater und Lichtbildhallen offen. Die Stadt hat 1500 Kirchen von allen Religionsgemeinschaften. Der Steuerwert des Eigentums ist 8500 Millionen Dollar. Mehr als 300 000 Besucher kommen täglich in die Stadt. Alle 52 Sekunden trifft ein Passagierzug ein. Eine Trauung findet alle 13 Minuten statt, eine Geburt alle 6 Minuten. Alle 10 Minuten wird ein neues Geschäft gegründet, Alle 51 Minuten entsteht ein neues Gebäude. Das ist New York.

—

Erst seit ich liebe, ist das Leben schön,
Erst seit ich liebe, weiß ich, daß ich lebe.

Th. Körner.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 22 Sonntag, den 29. Mai Jahrgang 1932

Die Frau als Trägerin des Gottesgedankens.

„Und zum Weibe sprach er: Mehren will ich deine Mühsal und deine Schwangerschaft. In Mühen sollst du Kinder gebären. Und doch gibst du dich dem Manne hin, der dich beherrschen wird."

Dieses Verdikt hat Gott nicht nur in das schuldige Herz der einen Eva, sondern in das Wesen der mitschuldigen Frauennatur so hineingesprochen, daß es über die Frauen aller Zeiten schon durch den Trieb der Natur verhängt ist, ob sie nun das göttliche Wort kennen und anerkennen oder nicht. In jeder weiblichen Natur ist ursprünglich sowohl der Drang zur Mutterschaft als auch das Verlangen nach Hingabe. Unter schwerste Knechtschaft scheint die Frau dadurch gebeugt; als müßten die gemehrten Mühen der Mutterschaft alle leichte Freudigkeit, als müßte die Hingabe an den Mann, der sie beherrschen wird, alle hohe Würde ihres Lebens vernichten. In dieses Dunkel aber hat Gott einen Funken gesprengt, der, wenn er nur ein wenig Nahrung findet, zur hellen Flamme wird und alles verzehrend durchleuchtet. Dieser Funke ist die Liebe. Aus der Liebe blüht alle leichte Freudigkeit, blüht alle hohe Würde tausendmal schöner wieder auf. Liebe ist ja imstande, die Mühen der Mutterschaft gerne auf sich zu nehmen und sich gerade an ihnen zu entfalten. Liebe ist imstande, das „und doch" der Unterwerfung aus einem Resignationsstöhnen der Triebbeherrschten in einen Triumphruf der freudig Dienenden zu wandeln. „Und doch", weil ich im Dienen am meisten schenken kann, und Liebe will ja schenken.

Liebe aber ist sogar imstande, gerade die Mühen, gerade das Dienen vom natürlichen Trieb, von leiblicher Ehe loszulösen, also gerade die auferlegte Last als solche zu bejahen und freiwillig auf sich zu nehmen unter Verzicht auf die dazugewährte Lust und auf die Befriedigung der Natur. Daß Gott uns dieses Feld aufgetan und Unzähligen aus uns Kraft gegeben hat und noch gibt, hier als Frau zu wirken, das ist der schönste Titel unseres Frauentums. Auf diesem Felde wächst der rechte Dienst am Menschen, die Karitas, die wohl schon in aller Zeit vom Frauentum aus die gefallene Menschheit durchblüht hat, der aber vom Christentum erst das Edelreis aufgepfropft wurde, durch das sie nicht mehr Herblinge sondern, in der Nachfolge des Herrn, echte Früchte bringt.

Soweit wir nun das geschichtliche Frauentum überblicken, ist es in Gesamtheit seiner Natur ständig treu geblieben. Freilich, einer gefallenen Natur, die wohl den Gedanken Gottes trägt, aber oftmals böse verzerrt bis zur Unheimlichkeit. Alles Sündigen der Frau war doch im wesentlichen ein Unterliegen auf eben dem Kampffelde, das Gott der Frau zugewiesen hatte: die Beziehung zum Menschen, der Dienst am Menschen. Das aber ist von größter Wichtigkeit, denn solange die Frau noch auf ihrem Kampffelde kämpft, hat sie, trotz tausendfachem Unterliegen, immer noch die Hoffnung auf Sieg, und den Eindruck eines solchen verwirklichten Sieges bekommen wir doch, wenn wir reinen Verkörperungen der Mütterlichkeit und des Dienens begegnen. Unser schönster Sieg für alle Zeiten ist die Mutter und Magd des Herrn.

Daß es überhaupt eine „Frauenfrage" gibt, daß wir so sehr genötigt sind, über die Grundfragen nachzudenken, ist dadurch verursacht, daß im Frauentum von heute der Hang steckt, sein Kampffeld zu verlassen und auf das des Mannes hinüberzuwechseln; also nicht mehr dem Menschen zu dienen, sondern der Sache. Das wäre nach allem, was wir festgestellt haben, eine Verkehrung des göttlichen Gedankens und es darf nicht Wunder nehmen, daß an einem solchen Aufruhr die ganze Menschheit schwer zu laborieren hat. Die Krankheitssymptome sind kenntlich und schmerzhaft genug. Es genügt nicht, uns darüber zu entsetzen, sondern wir müssen uns mit aller Verantwortlichkeit um Diagnose und Heilmittel kümmern.

Ausschlaggebend ist es, welche Richtung wir der Jugend weisen. Jugend kann man niemals von Verirrung abhalten und heimbringen, indem man ihr nur Pflichten mitteilt, sondern indem man ihr auch den Sinn der Pflichten mitteilt. Daza aber müssen die Verantwortlichen sich des Sinnes dieser Pflichten klar bewußt sein. Eine Unzahl von Frauen hat sich der großen Abfallbewegung vom echten Frauentum nur aus Gedankenlosigkeit angeschlossen. Man könnte sagen wie Kinder, denen das fremde Spielzeug begehrenswerter erscheint als das eigene. Wenn die Frau nach der Soldaten- oder Polizei- oder Marineuniform langt, nach dem Fluggezugvolant oder dem Richterbarett, so scheint mir vielfach der Spieltrieb des Kindes in der Frau durchzubrechen, freilich ein Spieltrieb, der verbrecherisch sein kann, wenn er große Mengen von Energien vergeudet, die dem eigensten Lebensberufe zugute kommen sollten. Denn niemals wird die Frau auf solchen Gebieten wirklich fruchtbar sein und der Menschheit zum Segen gereichen. Hier müßte erzieherische Weckung des Lebensernstes abhelfen; romantischer Ueberschwang müßte ersetzt und in die rechte Bahn geleitet werden.

Bedenklicher scheint mir die Empörung jener Frauen, die dem Dienst am Menschen unlieb werden, weil in ihm das „Dienen" stärker hervortritt als beim Dienst an der Sache. Sie neiden es dem Manne, daß er nur unter dem Werke steht, das seines Dienens nicht gewahr wird, während die Frau unter dem Menschen stehen soll, der ihr Dienen sieht und vor dem sie sich ihres Dienens schämt. Wenn außerchristliche Seelen zu so liebeleerer Mentalität herabsinken, so scheint es begreiflich, wenn aber von christlichen Frauen die lichte Heiligkeit und königlich Würde des Dienens und Gehorchens überschen wird, obwohl Christus vor ihren Augen die Fülle seiner Gottheit in das kleine Haus des Dienens und Gehorchens bengt, so scheint das völlig unbegreiflich. Gegen eine solche Verkümmerung der Frauennatur, die um ihre Würde besorgt, den Adel ihres Dienens zerstört, hilft nur Entfaltung der Liebe. Der liebenden Frau ist das Dienen selbstverständlich und unentbehrlich; sowohl in als außer der Ehe; sowohl in Mutterschaft als in Jungfräulichkeit.

* Auszug aus dem Aufsatz: „Berufung der Frau zum Dienste am Menschen", von Oda Schneider, in der Zeitschrift „Aszese und Mystik". Tyrolia. Wien.

O selig Abendmahl

Wie war ich sonst so trübe,
Wie ist mir nun so wohl!
Wie ist das Herz mir voll
Von Lieb' und Lieb' und Liebe,
Mein Gott, wie ist mir wohl!

Ich habe ja genossen
Vom süßen Liebesmahl,
Da ist ein Himmelsstrahl
Mir in das Herz geflossen —
O selig Abendmahl!

Mich zog ein trübes Sehnen
Von dieser Erde fort,
Da klang ein heilig Wort:
Ich weinte fromme Tränen,
Da küßte mich mein Hort.

Und was ich da gesungen,
Und wie mir da geschah'n,
Was ich im Geist geseh'n,
Welch' Lied mich da umklungen,
Kann ich heut' nicht versteh'n.

L. H.

Lebendigkeit

Was nicht
Aus deinem Herzen flammt,
Das dringt auch wohl nicht zum Herzen.

Das Licht,
Das dir im Auge flammt,
Es leuchtet sehr
Und zündet mehr
Als hunderttausend Kerzen!

Anl. Banabelly

Höheres Glück

Novelle von O. Wallis (2)

Kurz vor der Tür des Weinhauses — dem ersehnten Ziel der lechzenden Sanitätsratskehle — begegnete ihm selber der Doktor Bruckner, Oberregisseur des Hoftheaters. Eine breite, gedrungene Gestalt mit einem mächtigen Haupte, dessen ziemlich langes Haar ein kluges und energisch dreinschauendes Gesicht einrahmte. Ein goldener Kneifer prangte auf der scharfgebogenen Nase. Der Mund, glatt rasiert, zeigte neben Spuren von Spott auch viel Gutmütigkeit und Wohlwollen. Ein breiter Hut bedeckte den Kopf und keck flatterte die blauseidene Krawatte im Winde.

„Ah, der Herr Sanitätsrat, und so erhitzt! Ich glaube, Sie müssen sich manchmal fast ebenso plagen, wie ein Regisseur und Bonvivant."

„Wenn einer zu viel des süßen Weines hat," sprach der Arzt, „sagt er, der andere sei betrunken. Die Leutchen haben das schönste Leben und klagen immer und immer. Den ganzen Tag wird getrunken, gespielt, sich amüsiert und dann —"

„Sie wollen doch ins Weinhaus gehen", sagte spottend der Schauspieler und mit einer Verbeugung: „Bitte, treten Sie zuerst ein, armer Ruheloser."

„Niederträchtiger Mensch — doch wie wars, wie war die Probe?"

„Das Stück ist gut, wie ich immer gesagt, aber nicht mehr und nicht weniger. Ob's gefallen wird?" —

Damit traten sie in das Zimmer. Im verdunkelten Raum spielten vereinzelte Sonnenstrahlen und glänzten in den schwebenden Schleiern blauen Rauches. Lebhaftes Gespräch füllte die Stube. Da saß zuerst der alte Major von dem Bezirkskommando und nickte und lächelte, wenn der Hofkapellmeister, der neben ihm am Tische präsidierte seine schlechten Witze erzählte. Kurz geschorenes, weißes Haar auf dem länglichen Schädel, aus dem zwei kleine lebhafte Aeuglein ruhelos blickten. Eine weingerötete Farbe auf der Nase und den eingefallenen Wangen, ein bedenkliches Zittern in der Hand, wenn er von neuem den Labetrunk ins Glas schüttete oder die schwere Havanna zum Munde führte. Das war das Bild des Kapellmeisters, dessen Lieder seinen Ruhm durch die ganze Welt verkündeten und andächtig von manchen schönen Lippen erklangen.

Weiter unten saß eine hagere, scharf an die Gestalt und die Physiognomie eines Geizhalses erinnernde Figur, der Kammermusiker und Pauker „Wehler". Er hatte jedenfalls die billigste Sorte Wein, denn wenn er hastig aus seinem Pokale schlürfte, umgab kein süßes, angenehmes Lächeln die eingekniffenen Lippen.

Dann einige Schauspieler und Sänger, der Bassist mit der blauroten Nase und der lyrische Tenor mit einer ebensolchen Krawatte; welches von beiden den Träger mehr schmückte, war schwer zu entscheiden. Jedenfalls war der letztere der erklärte Liebling der Damen: „ein himmlischer Mensch". Daß er wirklich zu dem Himmel in naher Beziehung stand, trat deutlich zu Tage, wenn man in sein Gesicht sah: er war „selig", denn selig sind, die da geistig arm sind.

Freudig wurden die Ankömmlinge begrüßt, besonders von einem jungen Manne, dessen Hände die des Sanitätsrates ergriffen hatten, während die guten Augen recht hoffnungsvoll zum Dr. Bruckner blickten.

„Nun," fragte er, „was sagte man noch im engeren Kreise nach der Probe?"

„Man hofft", entgegnete der Regisseur, „lassen Sie sich übrigens durch gewisse Urteile nicht schrecken, Sie wissen, daß Sie in Schauspielerkreisen nicht zu beliebt sind. Sie sind auch viel zu schade für die meisten im edlen Bunde," sprach er leise.

Man setzte sich wieder. Auf dem Gesichte des Herrn Helder lag die ganze Aufregung, die eine Premiere für einen jungen Dichter mit sich führt. Was hing alles davon ab! Der Ruhm, die Ehre, die Genugtuung, daß man mit seinen großen, ehrlichen Ideen — und solche waren es — sich einverstanden erklärte. Auch seine Lebensstellung, sein Beruf! Armer, junger Dichter! Wieviel für Dich bestimmt der launenhafte Geschmack des Publikums.

In seinen edlen, durchgeistigten, klaren Zügen leuchtete es auf: „Es muß gefallen, Herr Doktor, es kann sie nicht kalt lassen, sonst muß ich an ihrem Sinn für das Erhabene in der Kunst verzweifeln."

„Und gefeiert hat man mich nach meiner großen Arie," krähte jetzt laut die Stimme des Tenors durch das lebhafte Gespräch, „die Damen waren wie toll und närrisch, „bravo, bravo", ja, man sieht, daß das Publikum noch Sinn für das Schöne hat. Ich muß nach Mailand, ich muß mir das hohe Cis holen, das C habe ich schon, aber —"

„Sie werden wohl nächstens überhaupt noch ganz überschnappen", sagte lachend der Bassist.

Ein allgemeines, schallendes Gelächter folgte dieser Rede, während die Augen des kleinen Großmauls boshaft, aber hilflos im Kreise umherirrten.

„Mein lieber Herr Helder", sprach besänftigend der Sanitätsrat zum jungen Dichter, „Sie müssen und dürfen nicht so aufgeregt sein. Wenn Ihr Stück auch nicht so gefällt, was wir allerdings nicht hoffen wollen, ist denn das gar so gefährlich? Muß es denn gerade die Kunst sein, in der man nur Erfolge haben kann, die einen glücklich und zufrieden machen? Sie sind jung, voll Geist und Temperament, was steht Ihnen nicht alles offen? die ganze Welt! — Und wie steht es denn eigentlich mit dem Herzen," setzte er leiser hinzu, „hat sich denn da noch gar nichts gerührt?"

„Die ganze Welt steht mir offen," antwortete wehmütig lächelnd der junge Mann, „eine ganze Welt ohne blühen und atmen, ohne Blumen und Wälder, ohne Sturm und Verzweiflung, Liebe und Lust, — eine tote Welt, in der ich langsam sterben müßte, verdurstend und verschmachtend, wie die Pflanze ohne Wasser und Sonne; nein, nein, niemals verlasse ich meine Kunst, meine Göttin Phantasie; und wenn sie mich verstößt, dann will ich diesem Dasein, dem qualvollsten Dahinsiechen, durch eine rasche Tat ein Ende bereiten. — Die Liebe", fuhr er fast verächtlich fort, „was ist sie für mich weiter als eine schöne, aber vorübergehende Leidenschaft. Ja es muß schön, wunderbar schön sein, nach großen Taten und Erfolgen, in den Armen eines Weibes glücklich auszuruhen und zu genießen. Aber für mich gibt es nur eine Geliebte: meine Kunst. Ein Erdenweib aus Fleisch und Blut wäre mir zu prosan, um meine Gedanken mit ihm zu teilen; es würde mich höchstens vom Großen zurückziehen. Denn der Weiber Charakter ist oberflächlich, treulos und sinnlich. Die Männer erst verwirren und bezaubern und sie dann zum Spielball ihrer Launen machen, das ist das ganze Können und Wollen dieser Geschöpfe. Und ihrethalben sollte ich meiner Kunst entsagen? Niemals!"

„Und wenn Sie ein großes, edles Weib fänden, das Sie versteht, mit Ihnen fühlt, Sie erhebt und begeistert?" fragte der Sanitätsrat.

„In meiner Phantasie finde ich das und werde es in meinen Werken leben lassen," sagte er fast traurig, „im Leben sicher nicht. Uebrigens habe ich doch schon in so viel schöne Augen geblickt und nie hat sich etwas anderes in mir geregt, als eine vorübergehende Leidenschaft der Sinne: ich scheine für die Liebe im wirklichen Leben nicht geschaffen — ja ich fühle es immer mehr," schloß er begeistert, „mein Glück ruht in der Kunst — mit ihr steige ich empor und falle ich auch!"

Er trank hastig ein Glas Wein, der Arzt blickte still vor sich hin; eine Weile schaute der Regisseur, der den letzten Teil der Rede mit angehört hatte, den erregten jungen Mann an. Dann begann er: „Wie wenige sind in der Kunst glücklich. Sie glauben, indem Sie sie ausüben, frei zu sein und was sind Sie? Der Sklave des launenhaften Geschmackes der Menge! Wie wenige sind es, die sagen können: ich beherrsche die Menschen! Die paar Genies, die sich Bahn gebrochen. Und wie haben sie sich Bahn gebrochen? Verhöhnt und verspottet bei ihrem Ringen, ignoriert und übergangen von der Menschheit, wenn sie schweißtriefend ihr am Wege zuriefen: schauet auf mich, was ich euch gab, folget mir! — Was muß das für ein Leiden sein! Und der Schluß: im günstigen Falle ein kurzer Lebensabend, wo sie das Dämmern der Morgenröte, die von ihrer Sonne ausstrahlte, auf der Erde sahen. Sonst Kränze von einer jungen Welt, die sie verstehen lernte, auf das einsame Grab geworfen. Und das sind Genies. Wir anderen sind Sklaven, und wollen wir nicht verkommen, haben wir uns zu beugen. — Hoffen Sie nicht zu viel von der Kunst."

„Und doch ist sie mein einziges, mein höchstes Glück: ich kann nicht anders, rief der junge Dichter mit Begeisterung.

„Und ich sage Ihnen, daß das keine Musik ist. Diese Intervalle," rief der Tenor indessen seinem Gegenüber zu, „wer soll denn die treffen? Kann da eine weiche Stimme zur Geltung kommen, bei den ruhelosen Modulationen, dem Standieren der Töne? Und dann die unendliche Melodie, die —"

„Die so unendlich groß ist", unterbrach ihn der Bassist, „daß sie niemals wohl in Ihren geschätzten Schädel hineinpassen wird, obwohl sein Umfang quantitativ nicht gering ist."

„Ich muß mir diesen Ton aber ernstlich verbitten, Herr Kollege." —

Die Fortsetzung der Protestrede des gekränkten Tenors ging in dem Lärm des allgemeinen Aufbruchs unter. Die einzelnen Gruppen standen noch kurze Zeit auf der Straße beisammen; der Sanitätsrat empfahl dem erregten Autor Ruhe und wieder Ruhe — der Bassist und der Tenor stritten noch ein Weilchen. Dann trennte man sich, um nach den Strapazen des Frühschoppens das Mittagsmahl einzunehmen.

Schluß folgt.

Lebensweisheit

Willst du die ewigen Freuden im Lande des Lebens genießen, schließe dich freudig an den, der in Ewigkeit lebt.

Zufriedene Menschen können auch aus sauren Aepfeln noch Süßes saugen.

Meine Rache

Heitere Skizze W. Lennemann

Mein lieber Freund und Nachbar hatte mich gekränkt, ja mehr: er hatte mich gröblichst beleidigt, ja, gar nicht zu sagen: er hatte Kübel voll Schmutz über mich ausgegossen.

Das durfte ich mir unter keinen Umständen bieten lassen. Meine Selbstachtung forderte schärfste Abwehr. Und so setzte ich mich hin und schrieb dem Mann eine geharnischte Epistel. Ich machte ihn auf sein wenig nachbarliches Benehmen aufmerksam, das mit der vierten Bitte des Vaterunsers im schroffen Widerspruch stehe und auch auf eine niedere, pöbelhafte Gesinnung schließen ließe, und warf ihm des weiteren Unmoral und bodenlose Gemeinheit vor, die schreckhafter seien denn Aussatz und Pestilenz. Und zum Schluß drohte ich mit dem Paragraphen 187 Str. G. B., der wegen verleumderischer Beleidigung Gefängnis bis zu zwei Jahren vorsehe.

Und das alles sagte ich ihm mit scharfen und bösen Worten; ich schnitt das Tischtuch zwischen uns entzwei und kündigte ihm Freundschaft und Verkehr; ich würde ihn hinfort nicht mehr kennen, durch ihn hindurchsehen, als sei da klare Luft, usw.

So, ... da hatte ich es dem Lumpenhund gründlich gesagt! Das mußte auch seine schwarze Seele wie mit Messern treffen! Befriedigt las ich den Brief durch, einmal ..., zweimal ..., und fühlte, wie mir wohler und freier wurde, wie mein Groll verebbte und ein warmes Wohlbehagen in mir aufkam. Und dann schloß ich das Schreiben mit lächelnder Zufriedenheit. Legte es breit und prunkend auf den Tisch. Ging im Zimmer auf und ab und ließ die tausend Flämmlein satter Befriedigung in mir brennen.

Und dann ging ich auf den Tisch zu, sah noch einmal glückhaft auf den Brief, nahm ihn dann mit einem Ruck an mich — riß ihn durch und warf die Fetzen in den Ofen. Und lächelte dazu; hatte der Brief ja doch seinen Zweck — bei mir wenigstens — vollkommen erfüllt! Und das war die Hauptsache!

Oder hatte ich mich doch getäuscht! Denn zu Abend fühlte ich wieder eine seltsame Unruhe, das prickelnde Bohren einer lästigen, unangenehmen Erinnerung. Unwillig ging ich zu Bett; mit bösen Gedanken schlief ich ein. Und dann, gar seltsam, ich erwachte gar früh; ich kleidete mich an und ging in den Garten, meine Rosen und Levkojen zu begrüßen. Die Sonne stand schon über dem nahen Waldwipfel und sah prächtig auf die Beete ... Da fiel ein Schmutzfleck auf den reinen Glanz meiner Blüten. Es war der Schatten meines Nachbars, wenige Schritte stand er neben mir und sah mich hohnlächelnd an. Und da schoß es in mir hoch wie aus einem Feuerbronnen, ein Sturm kam über mich und riß mich hin, und schon sprang ich meinen Feind an, mit ein paar wuchtigen Hieben hatte ich ihn niedergestreckt, und dann trommelten meine Fäuste den Takt zu dem rauschenden Liede der Rache, daß mein heißes Blut in mir sang. Ich verdrosch ihn wie noch nie, bis meine Hände schmerzten und mein Herz lahmte ... Und wachte auf. Wohlig streckte ich mich, bei Gott, das hatte gut getan! Ich lachte lustig in mich hinein. Eben lugte die Morgensonne in mein Zimmer. Hurtig stand ich auf. Schnell in die Kleider! Und nun auch in Wirklichkeit hinaus zu meinen Blumen!

Und da — da stand auch mein Nachbar. Gerade, wie ich ihn im Traume gesehen; verstohlen blickte er sich über einige Stauden. Aber sein Anblick tat mir nicht mehr weh; ich hatte ihm einen saugroben Brief geschrieben, ich hatte ihn verdroschen wie einen Straßenjungen, was wollte ich noch mehr! Ich war vollauf befriedigt! —

Guten Morgen, Herr Nachbar! rief ich ihm froh und schalkhaft zu und streckte ihm die Hand zum Gruße hin.

Wir sind seitdem die besten Freunde geworden!

Das heilige Gericht

Nach einer alten Chronik erzählt von F. Schrönghamer-Heimdal.

(Nachdruck verboten.)

Da man schrieb das Jahr 1253 nach der Geburt unseres Herrn, ließ Herzog Otto zu Landshut eine neue, schlechte Münze schlagen und den strengen Befehl ausgehen, es sollte männiglich bei Todesstrafe verboten sein, in seinem Lande Bayern mit einer anderen Münze zu handeln denn mit diesem Neugeld, mit dem er die Leute nur schädigen wollte, um seinen eigenen leeren Säckel desto geschwinder wieder zu füllen.

Obzwar nämlich dieser Herzog am Anfang seiner Regierung ein milder Fürst und gerechter Treuhänder seines Volkes gewesen, wurde er später wegen seiner Welthändel und Bedrückungen besonders gegen die Geistlichkeit und die Armen vom Papste Innozenz IV. und den Bischöfen wiederholt in den Kirchenbann getan. Das reizte den Jähzorn des mächtigen Gebieters nur noch mehr und er häufte, statt Recht vor Gewalt gehen zu lassen, Uebeltaten auf Uebeltaten, wie denn in jenen rauhen Zeiten die übermütigen Machthaber mit ihren Untertanen und Schutzbefohlenen nicht viel Federlesens machten. Die Herren unter sich hielten es nicht anders. Kaiser und Papst taten sich jeden Tort an bei ihren weltlichen Händeln und die kleinen Potentaten wüteten wider einander wie rausende Gockel. Die Zeche aber hatte der arme Untertan zu zahlen, den sie mit Steuern und Abgaben preßten und mit wertloser Münze um den Rest seiner Habe brachten, wie auch Herzog Otto mit seinem Neugeld getan.

Die Uebeltaten dieser Herren aber stiegen mit den Tränen und Seufzern der Gepreßten zum Himmel und forderten die Rache des Höchsten heraus, der zwar in seiner Langmut zuwartete, ob sich die Fehlenden von selber bessern möchten, dann aber, wenn dies nicht der Fall, die volle Strenge seiner Gerechtigkeit walten läßt, wie auch hier geschehen.

Um dieselbe Zeit weilte der berühmte Prediger Bruder Berchtold von Regensburg zu Landshut, um den Herzog Otto zum Gehorsam gegen die heilige Kirche zu bewegen und von seinen Bedrückungen der Armen abzubringen. Da kam auch ein armes Bäuerlein gen Landshut zu dem Bruder Berchtold und begehrte von ihm, er möchte ihn unverweilt vor den verstockten Herzog führen, er habe ihm eine Botschaft zu bringen wie auf Tod und Leben. Würde er beim Hofe abgewiesen, dann müsse er die Botschaft anderen verkünden, damit sich der Herzog und die anderen Machthaber, die es anginge, hüten und vorsehen möchten.

Wie denn das arme Bäuerlein nicht vor den Herzog gelassen wurde, erzählte es dem Bruder Berchtold und allen, die es hören wollten, was ihm in der Nacht vor St. Michaelstag geschehen. Mit größter Ergriffenheit, mit einem Ernste, der nicht von dieser Erde war, sondern aus überweltlichen Höhen stammte, gab der arme Mann seinen Bericht:

Ich ward in jener Nacht von einer fremden Gewalt ergriffen, über weite Lande Kühnt und auf einem Berge niedergelassen. Da sah ich das Heilige Gericht. Um den unsichtbaren Richterstuhl standen die Himmlischen und führten bittere Klage wider den Herzog Otto und die übrigen Fürsten, die den Frieden stören, die Kirche vergewaltigen und die Armen berauben. Und ich hörte, wie über sie alle das Todesurteil gesprochen wurde, das noch in diesem Jahre vollstreckt werden soll, wenn sie bei ihren Uebeltaten weiter verharren. Mir aber ward auf Befehl Gottes von den Heiligen aufgetragen, dies dem Herzog und den andern Fürsten zu melden. Sollten mich die Machthaber nicht anhören, so ward mir streng geheißen, das Urteil des Heiligen Gerichtes anderen Leuten zu vermelden, auf daß sie Zeugen wären der kommenden Urteilsvollstreckung. So habe ich denn das Meine gesagt und getan, das andere wird der Himmel fügen, gemäß dem Heiligen Gericht und seinem unabwendbaren Spruch.

Von Landshut weg wandte sich der arme Mann nach dem Kloster Attaich und sagte dort dem Abte Hermann und dem Abte Albert von Metten, der gerade anwesend war, im Auftrag jenes heiligen Gerichtes, die vorgenannten Aebte möchten sich warnend an den Herzog

Maiende

Bald ist mit seinem Duft und Glanz
Vorüber der schöne Mai.
Wir winden der Mutter noch einen Kranz:
Kommt Kinder Mariens herbei!

Den Kranz von Maienglöckchen fein,
Nimm Jungfrau-Mutter ihn hin,
Und segne uns, die Kinder dein,
Die singend vor dir knien!

Wir singen von Maienduft und Pracht,
Die ach, so bald vergehn,
Wir singen von deiner Huld und Macht,
Die ewig bleibt besteh'n.

Nur wenig Tage voll Sonnenschein
Gibt uns der Mai im Jahr;
Doch Mutter, die Huld und Güte dein
Umgibt uns immerdar.

Maikönigin auf deinem Thron
Im ewigen Maienglanz,
Erbitte uns von deinem Sohn
Den himmlischen Maienkranz!

E. J. Schmitz.